

Wanderer zwischen den Welten

Als Komponist thematisiert **Fazil Say** immer wieder die Begegnung von Orient und Okzident. Auch in seiner „Troja-Sonate“, die er selbst eingespielt hat.

Von Matthias Kornemann

Als Wanderer zwischen den Welten ist der Pianist Fazil Say sowohl in den großen Zyklen des abendländischen Klavierrepertoires als auch in der Welt der klassischen orientalischen Musik zu Hause. In vielen seiner inzwischen 80 Kompositionen thematisiert er die Begegnung von Orient und Okzident. In seiner im letzten Jahr komponierten und nun auf CD erschienenen „Troy Sonata“ widmet er sich dem Urbild aller gewalttätigen Zusammenstöße von Ost und West. Fazil Say wurde 1970 in Ankara geboren, studierte 1987-95 in Düsseldorf und Berlin, zog dann für einige Jahre nach New York und lebt heute in Istanbul.

Herr Say, wie kam es zur Komposition Ihrer „Troja-Sonate“?

2018 war in der Türkei „Troja-Jahr“. Es gab ein großes Open-Air-Festival in Çanakkale in der Nähe des antiken Troja. Jeden Abend sind zehntausende von Leuten zu den Konzerten gekommen. Das Festival hat bei mir ein Klavierwerk in Auftrag gegeben, das Kultusministerium hat das auch unterstützt.

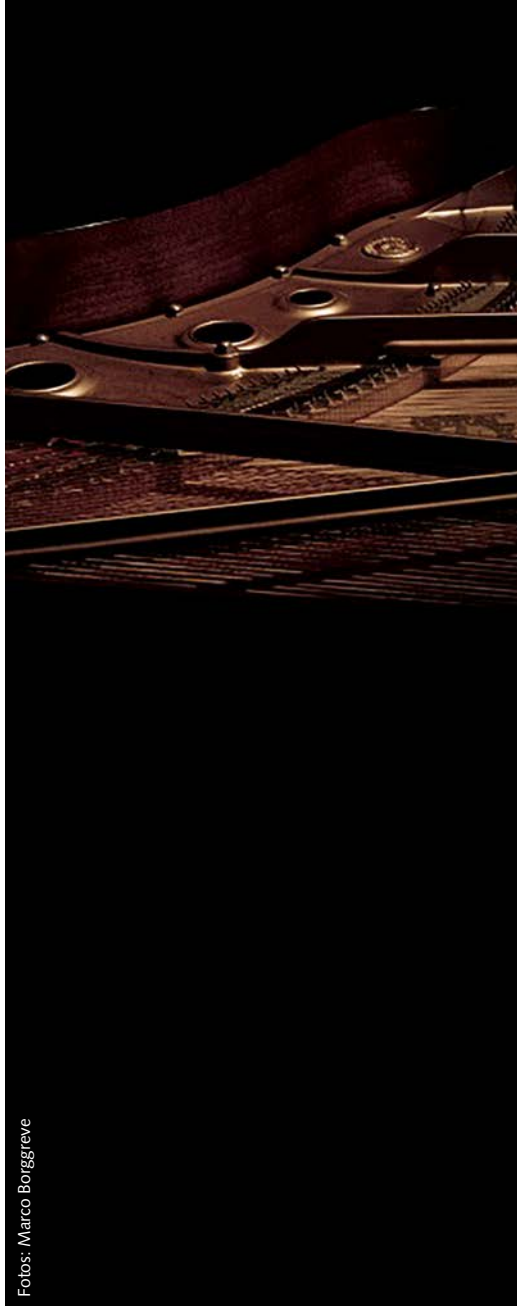
Stand Ihnen der Stoff nahe?

Natürlich, seit meiner Kindheit kannte ich die Geschichte des trojani-

schen Krieges, aber durch den Auftrag habe ich mich natürlich noch einmal mit Homer beschäftigt und ein 40-minütiges Stück geschrieben, das zehnsätzig ist und stark auf Leitmotiven beruht. Da es ein Werk ohne Text ist, brauchte ich erkennbare Motive für die Personen wie Achilles, Helena oder Agamemnon. Ich habe in meinem Stück das metaphysische Element weggelassen – die Götter und den Schönheitswettbewerb. Aber die weltliche Ebene, alle Themen und Personen auf griechischer und trojanischer Seite, sind in meiner Sonate enthalten.

Und wie haben Sie diese ferne Welt zum Klingen gebracht?

Fotos: Marco Borggreve





Ich habe viele Techniken benutzt. Es gibt Passagen mit präpariertem Klavier und Effekte wie das Dämpfen der Saiten mit der linken Hand, während man mit der Rechten darüber streicht. Die Musik ist natürlich nicht nur atonal, es gibt auch melodische und modale Passagen und impressionistische Farben. Inspirationsquelle war auch die anatolische Musik. Denn das trojanische Volk war ja ein anatolisches Volk, das eine altanatolische Sprache sprach: Phrygisch. Hektor und Paris sind phrygische Namen.

In diesem wie auch in anderen Ihrer Werke stoßen offenbar stilistisch und thematisch Welten aufeinander, Orient und Okzident.

Das ist sicher richtig. Der Komponist Fazıl Say stammt aus der Türkei und ist geprägt von türkisch-anatolischer Musik. Diese Quelle ist da, und es ist mir wichtig, dass ich von meinem Land viel mitnehme. Ich habe mittlerweile achtzig Werke komponiert, fast alle sind Auftragsarbeiten. Auch meine Mesopotamia-Sinfonie blickt in die Antike zurück und vergleicht mit heutigen Kriegszeiten. In meiner Istanbul-Sinfonie oder im Violinkonzert benutze ich auch ethnische Instrumente. Das klingt oft ganz einfach, es ist aber

„Es ist schwierig, westliche und östliche Instrumente zusammenspielen zu lassen.“



eine ganz schwierige Sache, westliche und östliche Instrumente zusammenspielen zu lassen, weil türkische Instrumente nicht im temperierten System spielen. Da muss man ziemlich viel Erfahrung gesammelt haben, bis sich ein schöner Klang ergibt.

Woher stammen diese Erfahrungen?

Ich habe vor 20 Jahren angefangen und natürlich erstmal viel Mist gebaut. Wenn man zum Beispiel versucht, unisono mit einer nicht temperierten Ney-Flöte zu spielen, klingt das katastrophal. Welche Instrumente passen zusammen, welche Begleitfiguren und welche Harmonik gehen zu diesem und jenem Instrument – das muss man hörend erfahren haben, man macht Fehler, und irgendwann lernt man das. Dass wir in unserer westlichen Musik die traditionellen Instrumente benutzen, ist ja erst seit vielleicht 20 Jahren in Mode. Als Ravi Shankar vor 50 Jahren sein Sitar-Konzert komponierte, war das eine einzigartige Sache für die Hörer. Aber bis heute benutzt man selten östliche Instrumente in westlicher Musik.

Liegt das nicht doch bei allem wohlwollenden Interesse an einer gewissen westlichen Überheblichkeit?

Man soll auch östliche Kulturen als Hochkulturen ansehen. Wenn man sich tiefer mit östlicher Musik beschäftigt, bemerkt man zum Beispiel ihren rhythmischen Reichtum – sie ist viel reicher als europäische Musik. Oder die Tonalitäten, die wir Makams nennen: Es gibt in europäischer Klassik nur Moll und Dur, in ottomanischer Musik sind es 520. Na gut, westliche Musik ist vielstimmig, Harmonie und Kontrapunkt hat die östliche Musik nicht, sie ist einstimmig, allerdings meist von sehr irregulären Rhythmen des Schlagwerks begleitet. Beides muss man gut kennen. Man soll Vorurteile vergessen, wir Türken würden Mozart nicht kennen oder verstehen. Und dass in Deutschland Musik mit Ney-Flöte zu hören ist – das ist doch nicht

schlecht. Aber Vorurteile gibt's nun mal in allen Kulturen.

Wie reagiert denn ein türkisches Publikum auf Mozart?

In der Türkei ist das Publikum vorurteilsfreier. Es ist, ähnlich wie in China und Japan, sehr viel jünger als in Europa, mehr als die Hälfte ist unter 50. Warum das so ist? Da spürt man die Verwestlichung der östlichen Zivilisationen. Die jüngeren Generationen sind neugierig auf Mozart, Beethoven, Debussy, ja selbst auf heutige Musik.

Interessant ist, dass ein junges Publikum damit auch nicht-massenkulturelle Kunstformen annimmt, weil sie aus dem Westen kommen, während die gleiche Altersklasse bei uns deutlich zwischen Populär- und Elitenkultur unterscheidet und letztere mehrheitlich völlig ablehnt.

Die klassische Musikwelt versucht doch seit 20, 25 Jahren, um CDs oder Projekte zu verkaufen, Pop und Klassik zusammenzubringen. Da musste jeder Newcomer am Klavier oder der Geige Crossover-CDs machen. Aus der Türkei, Japan oder Venezuela stammende Musiker haben es von alleine geschafft, Crossover zu schreiben, die haben sozusagen das Genetische mitgenommen. In Europa haben sie Künstler gebeten, Kinomusik zu spielen oder Beethoven mit Drumsets. Ist alles nicht gelungen, es fehlte die Kreativität. Aber seit es Youtube und Spotify gibt, ist sowieso alles anders geworden.

Mir scheint, wie dramatisch die Veränderungen für den klassischen Musikmarkt und unser Hören sind, ist noch kaum diskutiert worden.

Ich habe noch mit LPs und Kassetten angefangen, der Wechsel zur digitalen CD war für mich schon schwierig. Aber was für Möglichkeiten haben wir heute! Wenn ich neugierig auf die Fünfte Mahler mit Leonard Bernstein bin und besitze die CD nicht, öffne ich einfach Spotify oder Youtube und habe es sofort. Das Problem ist das

Finanzielle. Eine Klavieraufnahme von vier Tagen mit Saalmiete, Techniker, Booklet und Coverfotos kostet mindestens 15.000 Euro. Wie viele Klicks auf Spotify braucht man, um auf diese Summe zu kommen? Mehr als 15 Millionen! Aber die bekomme ich für meine Debussy-Préludes nicht. So kann keine Plattenfirma überleben. Youtube und Spotify schaden dem Plattenmarkt. Und uns sagt man: Du existierst nicht genug in Spotify. Was soll ich machen, ich muss alle meine Aufnahmen dort freigeben, weil ich „nicht genug existiere“. Man muss eine Lösung dafür finden.

Aber wie früher, als ein Künstler dachte, ich mache eine CD für die Unendlichkeit oder für die Kultur, ist es sowieso nicht mehr. Wenn ich jetzt Bernd Alois Zimmermann aufnehme, weiß ich, das wird nicht der Bestseller des Jahres. Ich mache das, weil ich seine Klavierwerke sehr schätze und ein Pianist von meinem Niveau das gespielt haben sollte. Das bedeutet aber ein Minusgeschäft, und wenn wir mit Zimmermann zu Veranstaltern kommen, wollen das manche nicht. Die haben ja nicht unrecht, wenn sie sagen, mit Mozart und Beethoven machst du die Hallen voll, bei Zimmermann könnten wir Verlust machen. Es geht nicht immer alles im Sinne der Kultur, man muss viel kämpfen. Und was aus den Plattenfirmen wird – ich weiß es nicht ...

Das Verschwinden physischer Tonträger hätte aber fatale Konsequenzen. Wer rezensiert etwa eine Veröffentlichung im Stream?

Für die Kulturpresse ist es mit dem Aufkommen des Internets schwierig geworden – heute kann jeder über ein Konzert schreiben, was er möchte. Ok, wenn ich in Berlin ein Konzert gebe, gibt es manchmal immer noch Zeitungskritiken – aber insgesamt weniger und kürzer. Aber es gibt interessante Blogs über das Konzert, manchmal liest man da zwanzig Sachen. Das ist eigentlich mehr als früher, aber ob

diese 20 Autoren alle das Niveau eines Kritikers haben ...

... das merken Sie oder ich vielleicht, aber man liest oft sehr dumme Dinge, die niemand redaktionell auffängt und die ahnungslose Leser in die Irre führen.

Wir müssen aber auch realistisch bleiben. Nehmen Sie die Situation in Amerika: Ich habe in den 90er-Jahren dort tausende Konzerte gespielt. Sie gehen nach Wisconsin. Wer sagt mir, ob der Kritiker dort ein Intellektueller ist? Da schreibt zum Beispiel eine Frau: Fazil Says Jackett hat nicht gut ausgesehen, hab ich nicht gemocht.

Haben Sie so etwas wirklich gelesen?

Fast nur! Was denken Sie, da gibt es nicht nur Super-Klavierkenner. Wie ich als junger Fazil Say Klavier gespielt habe, wilder als jetzt, das hat amerikanische Konservative ziemlich gestört. Und man merkt, wie wenig die über die Musik wissen, über Mozart etwa. Die kennen die Werke gar nicht, schreiben aber einfach Musikkritiken. Das gab's sehr oft. Und in großen Städten diese Vorurteile ... Da haben wir jetzt aber einen großen Bogen gemacht. Es sind schwierige Zeiten, nicht nur für Euch Journalisten, auch für Plattenfirmen, Künstler und Veranstalter. Aber in Deutschland geht's doch wirklich noch nicht schief! Viele haben vor 20 Jahren befürchtet, dass es heute kein Publikum mehr geben würde. Stimmt aber nicht, es gibt noch ein Publikum. Dass es ältere Menschen sind, das war schon immer so. Offenbar interessieren sich die Leute erst für ernstere Klaviermusik, wenn sie über 50 sind.

Aber wenn Sie Ihren Beethoven-Zyklus vor 30 Jahren irgendwo in Deutschland gespielt hätten, hätten garantiert jede Menge Kenner im Publikum gesessen, die jede Note

kennen. Anstrengend für einen Interpreten, aber auch inspirierend.

Sie meinen, heute gibt es weniger Kenner?

Viel weniger! In meinem Bekanntenkreis geht kaum einer in Klavierabende, kaum einer lässt seine Kinder Klavier lernen. Dieser Bruch ist erstmal nicht so fühlbar, aber da ist halt bald keiner mehr, der sagt, ach Opus 26, das habe ich gespielt, schwieriges Finale.

Ja, das gibt es immer weniger. Aber dafür haben wir Leute, die ein viel weiteres Spektrum haben. Vor 60 Jahren haben die Menschen keine kubanische Musik gekannt, Pop, Jazz, Swing, Blues, japanische Tradition oder indische Sitar-Musik, Tablas, türkische Musik und was nicht noch. Das Spektrum ist so breit, dass man für das tiefere Eingehen auf Beethoven vielleicht keine Zeit mehr hat. ■

„Man sollte östliche Kulturen auch als Hochkulturen ansehen.“

Aktuelles Album

Say: Troja-Sonate op. 78, The Moving Mansion op. 72a, San Gelin, Wintermorgen in Istanbul; Fazil Say (2018); Warner Classics

